



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die deutschen Schriftsteller und die Gesellschaft.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die deutschen Schriftsteller und die Gesellschaft.

I.

— Sonst und Jetzt —

Es gab eine Zeit, wo der Autor, wenn er keinen sonstigen Rang und Titel besaß, in der Gesellschaft kein Ansehen hatte. Die Kühnsten und edelsten Geister dieser Art waren gewissermaßen vogelfrei. Der große Haufe hielt die Verschiedenheit der Stände nicht für eine historische, sondern naturhistorische Frucht, für eine vom lieben Herrgott selbst am sechsten Tage eingesetzte Ordnung; als Gott die großen und die kleinen Lichter am Himmel schuf, ließ er auch die Könige und Fürsten, die Bischöfe und Bürgermeister, dann die Schneidermeister, Schuster und die übrigen löblichen Zünfte und Honoratioren wachsen. In welches Fach sollte man den Schriftsteller stecken? Es blieb ihm nichts übrig, als auf Schiller's Rath mit Gott in seinem Himmel zu wohnen. Dem ordentlichen Bürger war er ein überzähliges Geschöpf, der lustige Hofnarr der Welt. Er stand aber nicht unter, sondern außer der Gesellschaft und über ihr; er war Bettler und König zugleich. Denn nicht nur die Spießbürgerlichkeit der Stände, sondern auch sein Stolz machte ihn zum Fremdling in den Kreisen des geselligen Lebens. Zu solcher Laufbahn gehörte ein heroischer Muth, ein starker Geist, deshalb gab es unter den Schrifthelden des vorigen Jahrhunderts, wie einst unter den italienischen und spanischen Malern, so viel reckenhafte, eigenwillige, wildfreie Charaktere: Heinse, Lessing, Lenz, Seume, Delsner, Schubart u. A. Wer fühlte nicht einen Ehrfurchtschauer, wenn er den Ausdruck gebietender Freiheit im Antlitz dieser Literaten sieht,

dieser wahrhaften Selben, obgleich der Zopf ihnen hinten hing! Die Gesellschaft war ihnen gerade auch nicht verschlossen, aber sie erschienen nur als seltene Gäste darin. Höflingsnaturen mochten sie als Raritäten belächeln, im Allgemeinen nahm man sie, wo sie kamen, mit Ehrfurcht auf; denn sie waren den „Gebildeten“ wirklich überlegen und hatten der Gesellschaft mehr zu bieten, als diese ihnen. Es war die Zeit, wo ein Rousseau in seiner Dachkammer Prinzessinnen und Fürsten Audienz gab.

Man glaube nicht, daß wir diese Vereinsamung zur Norm machen, oder als alleingiltiges Merkmal schriftstellerischer Größe hinstellen wollen; sie hatte eben so häufig, wie bei den Buchstabengelehrten, die noch immer außer der Gesellschaft stehen, ihren Grund in einem Gange zur Träumerei und Originalitätsucht. Die alten Genies setzten der Aristokratie des Goldes und der Titel die des Geistes entgegen, ließen sich aber von ihrem Uebermuth zu weit fortreißen, und das Leben, in dem sie doch am Ende wurzelten, rächte sich an ihnen.

Heutzutage besteht die Gesellschaft nicht mehr aus Geburts- und Geldadel, sondern aus den sogenannten Gebildeten. Aber nicht bloß die größere Toleranz dieser neuen Gesellschaft hat eine Annäherung zwischen ihr und den Literaten bewirkt, sondern eine neue Richtung der Literatur selbst, die Journalistik. Denn man gestehe sich, daß der Dichter, der höher strebende, ungewöhnliche Geist, sich nie und nimmer den Gesetzen der gebildeten Gesellschaft ganz unterwerfen, daß er in ihren ruhigen, harmonisch abgeirklerten Kreisen stets ein Fremdling, ein seltener, wenn auch willkommener Gast bleiben wird. Von seinem Verhältnisse zu ihr, einem ausnahmsweisen, kann also hier nicht die Rede sein.

Die Journalistik hat den Schriftsteller gezwungen, seine Einsamkeit zu opfern und sich unter die Gesellschaft zu mischen. Der Tageschriftsteller ist mit seinen Bedürfnissen auf sie verwiesen; denn die Gebildeten sind das verklärte Abbild des Volkes und geben von jeder Bewegung in den Tiefen desselben schnelle und feine Symptome. Der regelmäßige Verkehr mit der Gesellschaft, eine Folge der Journalistik, ist und bleibt durch die erweckte lebendigere Theilnahme am Realen, am frischen Inhalt des Lebens, für unsere Literatur höchst wohlthätig. Andererseits übersehe man nicht, daß es die re-

gelmäßige Beschäftigung des Journalisten ist, die ihm im bürgerlichen Leben ein gewisses Ansehen von einem „ordentlichen“ Menschen gibt, abgesehen von seinem Einfluß auf Politik und andere praktische Seiten des Lebens. — So ist der deutsche Schriftsteller civilisirt und zum zahmen Hausthier geworden.

So, um uns deutlicher auszudrücken, hat von da an die Literatur eine regelmäßige und eigentliche Vertretung in der Gesellschaft gefunden. Aber es ist eine Sache von Wichtigkeit, daß die Herolde und Dolmetscher unserer Poesie und Wissenschaft, die sogenannten Literaten oder Journalisten, überall die ihrem Berufe geziemende Achtung finden, und daß sie selbst der Würde und Freiheit ihres Standes nichts vergeben. In den Betrachtungen, die wir über dieses Verhältniß zur Gesellschaft anstellen, werden unsere ernstesten Mahnungen nicht bloß an die Gesellschaft, sondern vor Allem an die Literaten selbst gerichtet sein. Der Literat, von dem wir eine würdige Vertretung unserer Literatur erwarten, und für den wir Achtung im bürgerlichen Leben fordern können, muß allerdings der Gesellschaft mehr zu bieten haben, als sie ihm; er muß im Stande sein, in den Bewegungen derselben mehr als das vergängliche Farbenspiel der Mode zu erfassen und zu deuten; sonst freilich ist er zu ihrem bloßen Sprachrohr und Wetterhahn, zu ihrem Schüler oder gehorsamen Diener herabgesunken.

II.

Persönlichkeiten.

Wir haben die Schriftsteller und die Gesellschaft einander gegenüber gestellt. Von diesem Gesichtspunkte aus möchten wir nun einige Fragen anregen. In der Gesellschaft gilt der Grundsatz, daß jeder Mann von Ehre das von ihm gesprochene Wort, namentlich jedes über den persönlichen Werth oder Unwerth eines Andern gefällte Urtheil auch persönlich vertreten müsse. In der Presse, wo das Wort ein tausendfaches Echo weckt, kann man diese Verantwortung mit noch weit größerem Rechte fordern. Ja, in dem Grade, als die Beschränkungen unserer Presse geringer werden; — und wir hoffen, daß sie einst gänzlich fallen — in dem Grade fällt auch

die volle Last der Verantwortlichkeit immer mehr auf den Schriftsteller selbst. In der deutschen Presse hat aber bis jetzt eine ganz sonderbare Abnormität stattgefunden. Gewisse Gebiete und Personen wurden durch siebenfache Mauern gegen jedes strenge Urtheil verwahrt, während Andere, wie Schauspieler, Schriftsteller, Franzosen, Juden der allgemeinen Polemik als öffentliches Gut preisgegeben waren. So stürzte sich die ganze Hefigkeit des Journalismus nach einer Seite hin und unsere Polemik artete nach einer Richtung bis zur rohesten Rücksichtslosigkeit aus, während sie nach der andern stumpf und unbeholfen blieb. In der Uebergangsepoch, in welcher unser Journalismus sich jetzt offenbar befindet, und in dem Maße, daß immer wichtigere Gegenstände und Personen in sein Gebiet gezogen werden, wird auch eine gleichmäßigere Entwicklung ihrer Ausdrucksweise, eine edlere Stimmung ihres Tones, eine höhere Reinigung ihrer Form wünschenswerth.

In diesem Punkte kann die Tagespresse von der Gesellschaft nur empfangen. Wir verstehen natürlich nicht unter Gesellschaft die bornirten Gränzen der Salomwelt, sondern die ganze große Welt der Gebildeten. Man hat ein Recht, solche Ansprüche an die deutsche Presse zu machen, eben weil sie am spätesten zur Entwicklung kam, weil sie den längsten Weg gemacht hat und die meisten Erfahrungen gesammelt haben kann. Ohne das gleichnerische, spitzfindige Raffinement der Franzosen, ohne die ungeschlachte, egoistische Plumpheit der Engländer, spiegele sie den deutschen Charakter im Worte wieder, in humaner Geradheit und in züchtiger Gefälligkeit. Sie scheue keine Wahrheit, aber sie sei nicht grausam, und was keinem von unsern beiden Nachbarn gelang, das gelinge ihr, die Sache von der Person zu trennen.

Wo endet aber die Sache und wo beginnt die Person? Das Wort Persönlichkeit ist in der letzten Zeit eine Vogelscheuche geworden, gerade so wie im vorigen Jahrzehend das Wort „Demagog“ es war. Jeder männliche Freimuth wurde mit dem Schreckwort Demagogie bezeichnet, so wie jetzt hinter dem Worte Persönlichkeit jede von einem strengen Urtheil gekränkte Eitelkeit hilferufend sich vertriecht. Der bessere Ton, den wir unserer Journalistik wünschen, soll den Freimuth ihres Urtheils nicht hemmen; diesen wollen wir vor Allem

ihr gewahrt wissen und darum fragen wir nochmals, was ist persönlich und was nicht?

Die Frage ist von Wichtigkeit. Für das Persönliche hat der Schriftsteller mit seiner Person dem Beleidigten zu stehen; und je würdiger und geachteter wir die Stellung des Schriftstellers in der Gesellschaft wünschen, desto nothwendiger ist es, daß kein Macel an seiner Ehre haften bleibe. Andererseits aber ist Niemand so oft genöthigt, Urtheile zu fällen, Interessen und Eitelkeiten zu kränken, als eben der Schriftsteller; und es ist eben so nothwendig, ihm seine Freiheit zu wahren. Soll jeder Narr, der sich durch irgend ein Wort beleidigt glaubt, das Recht haben, ihn aus seiner Ruhe aufzustören? Soll er wie jene Tempelbauer stets mit einer Hand die Kelle führen und mit der andern das Schwert bereit halten?

Wir müssen einen besondern Umstand hier in Erwägung bringen. Die deutsche Schriftstellerwelt hat in den letzten Jahren durch die aristokratische Literatur einen eigenthümlichen Zuwachs erhalten. Wir sagen eigenthümlich, weil die Wappenschilder jener Autoren bei ihrem Eintritt in die Gelehrtenrepublik nicht vor der Thüre draußen weggestellt, sondern mit hineingenommen wurden. Auch Frankreich und England haben Schriftsteller mit Grafen- und Fürstenkronen aufzuweisen, aber diese Herrn gehn nicht wie die Theaterkönige mit der Krone auf dem Kopf herum, die Pretentionen ihres Standes zählen nicht gegenüber der literarischen Gleichheit, und der vernünftige Grundsatz findet seine Geltung: In der Kirche und in der Literatur sind alle Menschen gleich.

In Deutschland ist es anders. Der aristokratische Schriftsteller begreift nicht, daß er sich ehrt, indem er in den Kreis der besten und edelsten Geister seiner Nation tritt, sondern er glaubt sich zu ihr herabzulassen. Daß wir mit diesem Urtheile nicht zu weit gehen, beweist schon der Umstand, daß in Frankreich und England der aristokratische Autor stets seinen vollen Namen auf seinen Werken nennt, während der deutsche hinter allerlei Pseudonymen sich reserviren zu müssen glaubt; wie die orientalischen Frauen nur mit einem Schleier über dem Gesichte sich sehen lassen dürfen, um nicht von dem gemeinen Blick berührt zu werden.

Was das Schlimmste dabei ist, daß die Haut dieser Herrn wirklich feiner und empfindlicher zu sein scheint, als die gewöhnlicher

Schriftsteller, daß mancher von ihnen den Anspruch macht, die Kritik solle aus Achtung vor seinem Range (den er doch nicht einmal bloß gegeben) auch Achtung vor seinen literarischen Mängeln haben; daß ein absprechendes Urtheil über ihre Productionen gerne auf das Feld der persönlichen Beleidigung hinübergezogen wird; wie jener russische Taschenspieler, der auf einer deutschen Bühne ausgepiffen wurde, das Publikum zornig fragte: „Gilt das mir oder meiner Nation?“ Wir wollen hier nicht mit Beispielen kommen, obgleich wir deren anzuführen wüßten; wir wollen nur im Allgemeinen darauf hinweisen, daß diesen Herrn gegenüber die Frage, was ist persönlich oder nicht? am nothwendigsten zu erörtern ist.

Denn wenn der bürgerliche Schriftsteller von seinem bürgerlichen Collegen Rechenschaft über einen Ausdruck, ein Urtheil verlangt, so ist es immer noch Zeit, zu ermitteln, ob die vermeintliche Beleidigung eine persönliche sei. Wenn der aristokratische Schriftsteller in einem ähnlichen Falle dem bürgerlichen gegenüber tritt, so dürfte leicht der Fall eintreten, daß der letztere aus Stolz auf jede Ermittlung verzichtete.